

ALLTAG IM
DAS LEBEN IN DEUTSCHLAND VOR 1000 JAHREN
MITTELALTER



19

37
38



ALLTAG IM DAS LEBEN IN DEUTSCHLAND VOR 1000 JAHREN MITTELALTER



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb des Urhebergesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Der Inhalt dieses Buches ist sorgfältig recherchiert und erarbeitet worden. Dennoch können weder Autor noch Verlag für alle Angaben im Buch eine Haftung übernehmen. Der Text dieses Buches folgt den neuen Regeln der deutschen Rechtschreibung.



Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier *Profimatt* liefert Sappi, Ehingen.

ISBN 978-3-8094-3029-2

© 2013 by Bassermann Verlag, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, 81673 München

© der Originalausgabe 1999 Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerner Furt 67, 86167 Augsburg

Herausgeber und Redaktion: Dr. Manfred Leier, Hamburg

Wissenschaftliche Beratung: Prof. Dr. Jürgen Sarnowsky,

Historisches Seminar der Universität Hamburg;

Prof. Dr. Bruno Reudenbach, Kunstgeschichtliches Seminar der Universität Hamburg

Layout und Satz: Therese Schneider, Berlin

Umschlaggestaltung: Atelier Versen, Bad Ailbling

Bildredaktion: Regina Tresp M. A., Hamburg, Therese Schneider

Lektorat: Gisela Merz-Busch, Hamburg

Produktion: HVK Hamburger Verlagskontor GmbH

Lithoarbeiten: Type Work Layoutsatz & Grafik GmbH, Augsburg

Herstellung: Sonja Storz

Druck und Bindung: Těšínská Tiskárna, Český Těšín

Printed in the Czech Republic

119950106X817 2635 4453 6271

Inhalt

-  **Der Blick zurück** **6**
Thiudisk, theodiscus, deutsch –
Ordenunge
-  **Bäuerliche Welt** **16**
Einblick in das Gemüt – Das Prinzip Ungleichheit –
Dörfliches Leben – Rechtsgemeinschaft Familia –
Slawenland
-  **Stadtluft macht frei** **62**
Zwei Briefe – Markt und Stadt – Handel und Geld –
Weib und Kind – Die Außenseiter. Das Sterben –
Diaspora
-  **Die Seele ist wie ein Wind** **118**
Mönchsregeln – Triumphierende Kirche –
Erhaltene Bauten, erhaltenes Wort – Reformen –
Romanisches – Zisterzen, Ketzer, Bettelorden
und Universitäten
-  **Ritterleben** **164**
Biographie – Feudalherrschaft – Krieg –
Gerechtigkeit – Nach Jerusalem –
Ministeriale Gewohnheiten – Höfisches Leben –
Der schöne Schein – Der Flug des Falken
-  **Könige und Kaiser** **218**
Gefühl der Überwältigung – Herrschaftspraxis –
Anfechtungen – Weihekaiser und Papsttum –
Erhabener Abgesang
-  **Herrscherchronik, Bildquellen, Fotovermerk** **254**



Der Blick zurück

Das Thema unseres Buches lautet: Alltag vor tausend Jahren. Wobei wir, um den intendierten Zustand wirklich fassen zu können, im Zeitraum ziemlich weit ausgreifen müssen, nämlich viel länger als ein Jahrzehnt oder selbst ein Jahrhundert.

Es geht um Deutschland im Hochmittelalter. Hier befinden wir uns vor der Notwendigkeit zu einer exakteren Bestimmung und Definition. Das Mittelalter ist kein sehr fest umrissener Begriff; gemeinhin bezeichnet er, jedenfalls in der europäischen Geschichte, die Epoche zwischen Antike und Neuzeit, und die reicht in etwa von der Völkerwanderung bis zur Epoche von Renaissance und Reformation.

Der Begriff wurde von den Humanisten geprägt, Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts; sie waren der Meinung, diese „dunkle“ Epoche sei durch einen Verfall von Kultur und Bildung gekennzeichnet und hebe sich dadurch von der kulturellen Blütezeit der Antike auf der einen Seite und der Wiedergeburt der antiken Traditionen in der Renaissance auf der anderen deutlich ab. Solche negative Beurteilung haftete an dem Mittelalter-Begriff noch bis ins Zeitalter der Aufklärung, und erst die Romantik rückte davon ab. In die Romantik fallen zugleich der Beginn von geschichtswissenschaftlicher Forschung und Darstellung, wie sie uns heute geläufig sind.

Uns geht es um das sogenannte Hochmittelalter, genauer: den Zeitraum von der Mitte des 10. bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts, noch exakter: von 962 bis 1250. Das erste Datum ist das Jahr, da man Sachsenkönig Otto I. zum Kaiser krönte, und 1250 starb auf Sizilien der letzte Hohenstaufferherrscher, Friedrich II.

Unsere zeitliche Eingrenzung ist einigermaßen willkürlich und deswegen anfechtbar, außerdem werden wir wiederholt über diese selbst gesetzten Grenzen hinaus greifen müssen. Wir haben uns dennoch zu ihnen entschlossen, da irgendeine Einordnung unumgänglich war. Jedenfalls fällt in diese Zeit die allmähliche Herausbildung jener ethnischen Gemeinschaft, die man die Deutschen

nennt, und es lassen sich die Umrisse des Territoriums nachzeichnen, das sie bewohnen.

Die beträchtliche Faszination, die das Mittelalter seit mehr als zweihundert Jahren (bei wechselnder Intensität) auf das deutsche Lesepublikum ausübt, ist ein noch wenig untersuchtes Phänomen. Die deutschen Romantiker Ludwig Tieck und Wilhelm Heinrich Wackenroder, die bei einem studentischen Reitausflug von Erlangen ins Muggendorfer Gebirge, das heute Fränkische Schweiz heißt, die verschüttete Schönheit der alten Stadt Nürnberg für sich entdeckten, waren zunächst bloß auf ästhetische Alternativen zum etwas steril gewordenen Antikekult der Weimarer Klassiker aus. Die Tatsache, dass jenes Volk, dem sie selber entstammten, eine im Wortsinn bemerkenswerte Geschichte besitze, erkannten sie nicht als Erste, doch waren sie gewillt, dieser Geschichte einen anderen Rang beizumessen. Fortan nährte sich das deutsche Nationalgefühl, das schon sehr viel früher existierte als der zugehörige Nationalstaat, aus solcher Art von Vergangenheitsbetrachtung, und zumal die Ereignisse des deutschen Hochmittelalters boten ihm einigen Anlass zu Bewunderung und Stolz.

Die schöne Literatur nahm sich der Sache an, neben der akademischen Geschichtsschreibung. Die anhebende Denkmalpflege wandte sich den architektonischen Zeugnissen zu. Jacob Grimm, einer von zwei märchensammelnden Brüdern, kümmerte sich um den im Mittelalter gesprochenen deutschen Dialekt und war den in dieser Sprache verfassten Dichtungen auf der Spur.

Das Mittelalter okkupierte den Inhalt von Romanbüchern, und zwar nicht nur von denen unbezweifelbarer Hochliteraten wie Friedrich von Hardenberg, der sich Novalis nannte, sondern auch von denen aus der Feder vergleichsweise trivialer Autoren. Das Mittelalter erklimmte die Theaterbretter in der Gestalt pathetisch skandierender und übertrieben kostümierter Darsteller von Rittern und Königen, und es bedeckte al fresco die neu verputzten Wände historischer oder historisierender Gemäuer.



2. Paul Joseph Kiedrich:
 »Heinrich V.«. Gemälde für
 den Römer in Frankfurt/M.
 (1847)

Solange sich die Deutschen im völligen Einverständnis mit ihrer nationalen Entwicklung wähnen durften, hatte jene Art von Vergangenhheitsseligkeit eine immer währende Konjunktur. Von den in der Sache besonders beharrlichen Nationalkonservativen und Deutschnationalen kam sie dann, häufig vermittelt durch die nämlichen Personen, auf die Zustände des Dritten Reiches, wo sie förmlich inflationierte. Männer wie Adolf Hitler und Heinrich Himmler sahen sich in der direkten Nachfolge hochmittelalterlicher Herrscher. Als ihr Regime verdienstermaßen zur Hölle gefahren war, rissen sie eine Menge des durch sie verdorbenen Bildungsgutes mit sich. Um das deutsche Nationalgefühl nach dem Jahre 1945 war es dann nicht sehr gut bestellt. Die zivilisatorischen Ikonen, an denen sich die Leute nunmehr orientierten, wurden zunächst eher anderswo gesucht, im Zweifelsfall in der Fremde, und das galt für den erhabenen Bereich ebenso wie für den trivialen.

Nun war der Mittelalterenthusiasmus des 19. Jahrhunderts keine deutsche Spezialität. Andere Völker, voran Engländer und Franzosen, hatten gleichermaßen daran Anteil, immer bezogen auf die jeweils eigene Geschichte. Ihrerseits verschont geblieben von nationalen Katastrophen der selbstgemachten Art, war ihnen die Mediävistik ein selbstverständlicher Sektor des anspruchsvollen Geisteslebens ebenso wie des populären, und während bei uns Deutschen die Texte der Alexis, Riehl und Wildenbruch schon vor 1933 einem nicht ganz unverdienten Desinteresse entgegen zu dämmern begannen, gehörten bei unseren Nachbarn Victor Hugo, Walter Scott und William Shakespeare selbstverständlich und unbestritten zur Hochkultur.

So wurde die neu erwachte Begeisterung für das Mittelalter in deutschen Landen vornehmlich über Kulturimporte angeregt. Die 1989 verstorbene Historikerin und Publizistin Barbara Tuchman veröffentlichte 1978 ihr Buch »Der ferne Spiegel«. Es wurde bald ins Deutsche übersetzt und gedieh zu einem außerordentlichen Verkaufs- und Leseerfolg. Es beschrieb die Zeit des Hundertjährigen Krieges zwischen England und Frankreich in einer so ungemein lebendigen Form, dass es von jener gründlich vergangenen Epoche den Schleier fortriss und die einstigen Konflikte, Personen und Motive als überraschend gegenwärtig erscheinen ließ.



3. Ein weiteres Beispiel deutscher Historienmalerei: »Die Ungarnschlacht auf dem Lechfeld 955«. Gemälde von Michael Echter (1860)

Noch stärker wirkte dies alles in dem Roman »Der Name der Rose« von Umberto Eco. Der Strukturalist und Mediävist aus Bologna schrieb eine Art von hochmittelalterlichem Detektivroman, dessen (bei aller postmodernen Ironie) akribische Detailtreue sich ausführlichen Studien zur mittelalterlichen Kulturgeschichte verdankte, über die der Verfasser seinerseits noch spezielle Buchveröffentlichungen vorlegte.

Spätestens mit Ecos Weltbestseller waren dem Thema sämtliche Türen aufgesperrt, zumal in Deutschland. Sieht man ab von der allerjüngsten Zeitgeschichte, erregt gegenwärtig kein anderer historischer Abschnitt unserer nationalen Vergangenheit ein derartiges Interesse wie die Epoche der Heinrichs, Ottos und Friedrichs. Auch unser Buch reiht sich hier ein, selbstverständlich.

Es gibt sich nicht dem Ehrgeiz hin, vollkommen Neues zu erzählen. Es setzt auf die Ergebnisse der akademischen Mittelalterforschung, die sich übrigens in ihren Behauptungen gerne widerspricht, so dass wir von zwei oder noch mehr divergierenden Lesarten uns schließlich für eine entscheiden

mussten, nach Maßgabe der Plausibilität. Die Illustrationen, die wir dazu stellen, entstammen überwiegend, wiewohl nicht ausschließlich, den beschriebenen Zeitabschnitten. Veränderungen im Mittelalter geschahen langsamer als heute, so dass man auch in jüngeren Darstellungen »ein, zwei Jahrhunderte zuvor in diesen Umrissen« wahrnehmen kann, wie der Historiker Otto Borst anmerkt.

Es geht, gemäß unserem Untertitel, um Alltag. Laut Bedeutungswörterbuch bezeichnet dieser Begriff das Tagtägliche, das Gewöhnliche, das Unauffällige. Dies nun gibt es allerorten, bei prominenten Leuten und bei Namenlosen. Sie haben alle ihren Alltag, nur unterscheidet sich des einen Alltag fundamental von dem des anderen. Worum es uns also geht, und was unser Titel eher umspielt als konzise benennt, ist der Versuch einer alle gesellschaftlichen Schichten im damaligen Deutschland umfassenden Sozial- und Zivilisationsgeschichte. Zivilisation meint alles: Krieg und Frieden, Philosophie und Baukunst, Sprache, Ökonomie, Ansiedlung, Reichtum, Armut und



4. Berufung eines Herrschers.
Hier: Heinrich der V. erhält
Schwert und Ring von seinem
Vater (zeitgenössische
Buchmalerei)



5–6. Hochmittelalterliche
Münzen mit Kaiserporträts.
Denar (oben) und Brakteat
(rechts)

Tod. Wir werden von Königen handeln und von Sklaven, von Päpsten wie auch von anonymen Mönchen.

Sonst noch?

Wir werden zu erkennen haben, dass die alte, in der Romantik kultivierte Vorstellung vom Mittelalter als einer Epoche, da der Mensch gläubig eingehüllt war in Anonymität und christliche Geborgenheit wie in einen schützenden Kokon, den dann die Renaissance grausam aufbrach, sich unmöglich halten lässt. Die Gefühle von Individualität gab es schon vor den Humanisten, und sie äußern sich recht deutlich. Der Glaube war kein schützender Kokon, sondern oft genug die allerletzte Zuflucht von Betroffenen in den immer wiederkehrenden Perioden von Not und Verzweiflung. Dessen ungeachtet trifft auch die frühneuzeitliche Vorstellung vom Mittelalter als einer Zeit der Finsternis und der sich perpetuierenden Grausamkeiten nicht durchweg zu. Es gab immer wieder Abschnitte der Ruhe, der Gelassenheit und der kulturellen Opulenz.

Der Historiker Golo Mann hat gesagt: »Wie es aber in der Geschichte geht: sie nimmt nur das an, was sie im Augenblick brauchen kann, und macht daraus, was sie will.«

Es gilt, was für die Geschichte gilt, ebenso für die Gegenwart. Auch die Geschichte war einmal Gegenwart. Auch die Gegenwart wird einmal Geschichte.

Thiudisk, theodiscus, deutsch

Das Wort deutsch bedeutet so viel wie volksmäßig und volkstümlich. Es ist eine Ableitung von dem althochdeutschen Substantivum *diot*, was Volk bedeutet; wir haben es heute noch in einer Reihe gebräuchlicher Vornamen wie Dietrich, Dieter, Dietlinde. Als *thiudisk*, lateinisch *theodiscus*, kommt das Adjektivum für Westeuropa erstmals in einem Bericht aus dem Jahre 786 vor. Der Bericht ist für einen Bischof verfertigt und teilt mit, die Beschlüsse einer Synode seien sowohl in lateinischer als auch in der Volkssprache – *theodisce* – verlesen worden,

damit alle sie verstehen könnten. Allerdings, diese kirchliche Versammlung fand nicht auf heute deutschem Boden statt, sondern im britannischen Mercia, und die benutzte Sprache dürfte deswegen Altenglisch gewesen sein.

Das Wort Deutschland in unserem heutigen Verständnis entstand erst während des 15. Jahrhunderts und brauchte nochmals Jahrzehnte, um sich als Begriff durchzusetzen. Zwar erscheint erstmals um 1080 die Wendung *diutsche lant* in einem literarischen Text, aber hier handelt es sich um die Bezeichnung einer bloßen Sprachregion. Wenn das Territorium, um das es geht, mit offiziellem Namen benannt wurde, hieß es zumeist Germania. Dieses Wort geht auf klassische römische Autoren wie Tacitus zurück.

Gelegentlich gibt es noch den Begriff *teutonicus*. Er ist nicht sonderlich korrekt. Er leitet sich her von jenem germanischen Stamm, der, ursprünglich aus Jütland stammend, gemeinsam mit dem anderen Stamm der Kimbern im zweiten vorchristlichen Jahrhundert Gallien und Norditalien heimsuchte und im Jahre 102 v. Chr. von dem römischen Feldherrn Gaius Marius geschlagen wurde, bei Aquae Sextiae, dem heutigen Aix-en-Provence. Die Verwendung des Wortes *teutonicus* in lateinisch abgefassten Texten hat allemal eine zart pejorative Bedeutung.

Deutsch, diutsch, thiudisk waren und blieben sozusagen linguistische Namen. Dass sämtliche Sprecher, die damit gemeint waren, einander auch immer verstanden hätten, darf man bei alledem nicht annehmen. So wie heute noch Leute vom Niederrhein und Bewohner der bayerischen Alpen sich nicht verständigen können, sofern sie Dialekt sprechen, verhielt es sich schon vor tausend Jahren, und da war der Dialekt die überhaupt einzige Darstellungsform des Deutschen. Denn eine übergreifende Hochsprache, wie wir sie gegenwärtig besitzen, der sich die meisten Sprecher annähern und die jedenfalls von allen Sprechern verstanden wird, existierte vor tausend Jahren nicht. In ihrer heutigen Form ist sie das Resultat von Martin Luthers Bibelübersetzung. Frühere Versuche einer linguistischen Vereinheitlichung, die unternommen wurden, setzten sich nur begrenzt durch, was unter anderem daran lag, dass wichtigstes Mittel zur Verbreitung einer Hochsprache die Schriftlichkeit ist, an der eine entsprechend große Teilhabe bestehen muss. Unsere Vorfahren vor tausend Jahren waren über-

wiegend Analphabeten. Schriftlichkeit blieb das Privileg des Klerus, und der besaß als verbindliche Schriftsprache das Lateinische.

Latein war auch die übliche Form einer überregionalen Verkehrssprache. Nicht nur geistliche, auch weltliche Texte wurden in ihr abgefasst, nämlich Urkunden, Verträge, Briefe, Chroniken; sie sind heute die wichtigsten Quellen der Geschichtswissenschaft über jene Epoche, gemeinsam mit den künstlerischen Zeugnissen und denen der Archäologie. Das Latein war Kirchensprache, und so sehr in jener Zeit die Kirche ins Politische hinein spielte, waren doch längst nicht alle politisch Handelnden Kleriker oder hatten eine geistliche Erziehung genossen. Eine andere überregionale Verkehrssprache war deswegen für eine Weile das im Karolingerreich übliche Westfränkisch, also ein germanischer Dialekt mit starker spätlateinischer Vermischung, Vorform des heutigen Französisch.

Die Region, von der wir handeln, ist die ostfränkische. Auf dem Höhepunkt seiner Macht, das war die Endphase der Regierung Karls des Großen etwa um 800, erstreckte sich das fränkische Reich der Karolinger von den Pyrenäen bis nach Jütland, vom Atlantik bis zum Mittelmeer, von der Nordsee bis zum Apennin, von der Elbe bis nach Korsika. Es umfasste zahllose Völkerschaften, von Bretonen und Katalanen bis zu Flamen und Slawen. Wie bei allen alten (und vielen modernen) Riesenreichen war der innere Zusammenhalt gering. Unter den Nachfolgern des großen Karl zerfiel das Herrschaftsgebiet deswegen ziemlich rasch; es ging an verschiedene Erben, die sich ihrerseits bekriegten und einander gegenseitig die Oberherrschaft streitig machten. Hundert Jahre nach Karls Tod existierte als einigermaßen kohärentes Gebiet aus ostfränkischem Herkommen eine Landmasse, die von der Maas bis zur unteren Elbe reichte und von der Schlei bis nach Südtirol. In ihr befindet sich auch, was man bei einiger Großzügigkeit die Kernregion des späteren Deutschland heißen kann, also alles Land zwischen Nordsee und bayerischen Alpen, zwischen Rhein, Elbe und Saale. Kernregion meint hier, dass dieses Gebiet immer, oder doch fast immer, zu Deutschland und den darin herrschenden staatlichen Oberhoheiten gehört hat.

Ethnisch einheitlich war und blieb auch dies nicht. Es gab nichtgermanische Minderheiten wie die Westslawen, die in einzelnen Siedlungsinseln

oder größeren Siedlungsgebieten hier ansässig waren, und auch die germanischen Völkerschaften waren alles andere als homogen. Nebeneinander (und häufig gegeneinander) lebten da die Stämme der Alemannen, Bayern, Thüringer, Franken, Sachsen und Friesen. Sie unterschieden sich in Herkommen, Zivilisationsgewohnheiten und eben in der Sprache. Eine beträchtliche linguistische Barriere ergab sich durch die Lautverschiebung, die im Frühmittelalter einsetzte und nördlich der deutschen Mittelgebirge zum Stillstand kam. Sie schied das Sächsische, das im Norden gesprochen wurde, von den übrigen Dialekten.

Deutsch bezeichnete demnach weniger eine Sprechgemeinschaft als eine Sprachengemeinschaft, darin durchaus vergleichbar dem Nebeneinander unterschiedlicher romanischer Dialekte in West- und Südeuropa, wo man sich bis heute als eine linguistische und zivilisatorische Einheit begreift: *peuples latins*, wie bei solcher Gelegenheit französische Museumsführer stolz zu verkünden pflegen. Staatliche Zusammenschlüsse meint das alles nicht. Wenn es auf ostfränkischem Gebiet gleichwohl immer wieder zu Zusammenschlüssen gekommen ist jener Art, dass am Ende so etwas wie ein gemeinsames deutsches Territorium entstand, so hatte dies mit der sprachlichen Nähe bloß unter anderem zu tun.

Die Gemeinsamkeit, auf die man sich bezog, war vielmehr die Herkunft aus dem einstigen fränkischen Großreich der Karolinger. Selbst wenn es nun so gründlich zerfallen war, stiftete es doch eine übergreifende Erinnerung, jedenfalls bei den Mächtigen, also den Entscheidungsträgern, sowie jener Schicht, die wir heute die Intellektuellen nennen. Als Heinrich I. aus dem sächsischen Geschlecht der Liudolfinger im Jahre 919 die Königswürde annahm, hieß er einfach *rex*, König, ohne eine nähere ethnische Bezeichnung. Sein Sohn Otto hieß in einer Chronik Herrscher von *omnis Francia Saxonique*, von allen Franken und Sachsen. Der Zusammenhalt blieb durchweg lose und die Einheit immerzu gefährdet.

Weiter als bis zum sichtbaren Horizont reichte die diesseitige Erlebniswelt der allermeisten Bewohner kaum, dazu waren sie zu wenige. Man hat sich in Berechnungen der damaligen Bevölkerungszahlen versucht, was insofern ein ziemlich riskantes Geschäft ist, als es zu jener Zeit weder Statistiken noch Kirchenbücher gab. Der Zensus

römischen Ursprungs, von dem etwa das Lukas-Evangelium des Neuen Testaments anlässlich der Geburt Christi erzählt, war noch längst nicht wieder im Gebrauch. Man ist angewiesen auf Güterverzeichnisse und Steuerlisten. Mehr als Grobschätzungen erbringt das nicht, und untereinander differieren sie stark. Wir müssen uns mit diesen Angaben zufrieden geben, und wir müssen mit ihnen umgehen, da es andere nicht gibt.

Nach der am meisten verbreiteten Annahme hätte die Einwohnerzahl auf den Territorien des heutigen Deutschland und Skandinavien im Jahre 1000 etwa zwei Millionen Menschen betragen. Für das Gebiet der alten Bundesrepublik bedeutete dies eine ungefähre Einwohnerschaft von rund einer Million und eine durchschnittliche Zahl von etwa 2,5 Personen pro Quadratkilometer. Dies ist eine sehr dünne Besiedlung, auch nach damaligen Maßstäben; anderswo, etwa in Frankreich, konnte es zu Massierungen von bis zu 39 Personen pro Quadratkilometer kommen.

Gleichmäßig war auch die Besiedlung auf dem Territorium des heutigen Deutschland nicht. Es gab dichter und loser bewohnte Landschaften, was jeweils abhing von der Bodenbeschaffenheit, von der Zugänglichkeit und von der zivilisatorischen Überlieferung. Wo einstmals Besatzungsgebiet gewesen war, also westlich des von den römischen Kolonisatoren in Abwehr gegen die germanischen Barbarenstämme errichteten Befestigungsstreifens Limes, lebte es sich leichter als anderswo. Bildung und Kommunikation waren lebhafter, und der Lebensstandard war höher.

Ordenunge

Bei Ausgrabungsarbeiten in den Vogesen traten Schachfiguren zutage, die aus dem 10. Jahrhundert stammten und ganz offensichtlich von skandinavischer Herkunft waren. Sie bezeugen die wunderbaren Wanderwege jenes bis heute erfolgreichsten und populärsten Denkspiels unserer Zivilisation. Entstanden während des 6. Jahrhunderts in Indien, gelangte das Schach durch die Araber nach Europa, teils über das maurische Spanien, teils durch die Wikinger und teils durch die Kreuzfahrten ins Heilige Land. Während des Hochmittelalters war es jedenfalls europaweit präsent, kam auch nach Deutschland, wurde

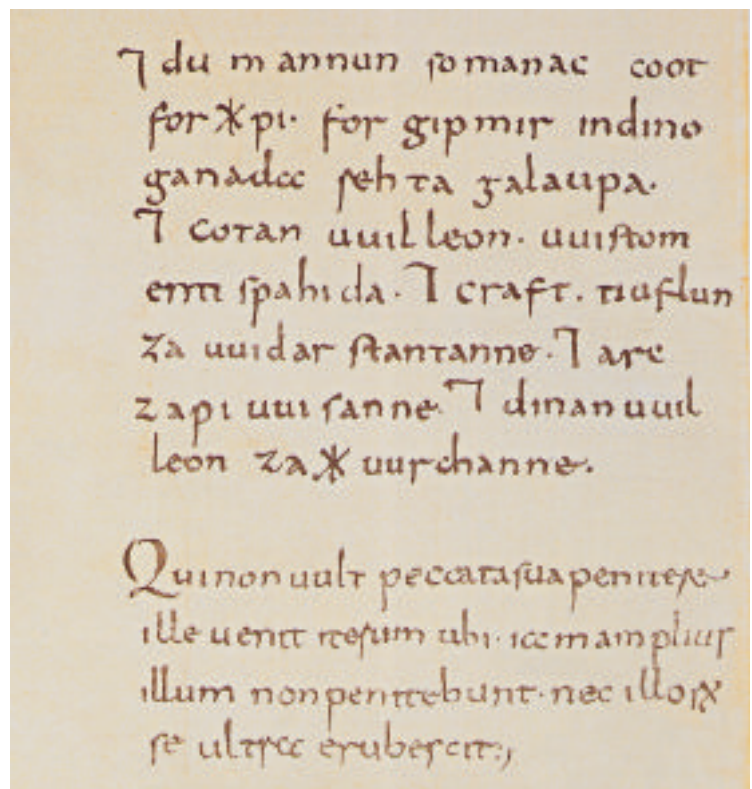
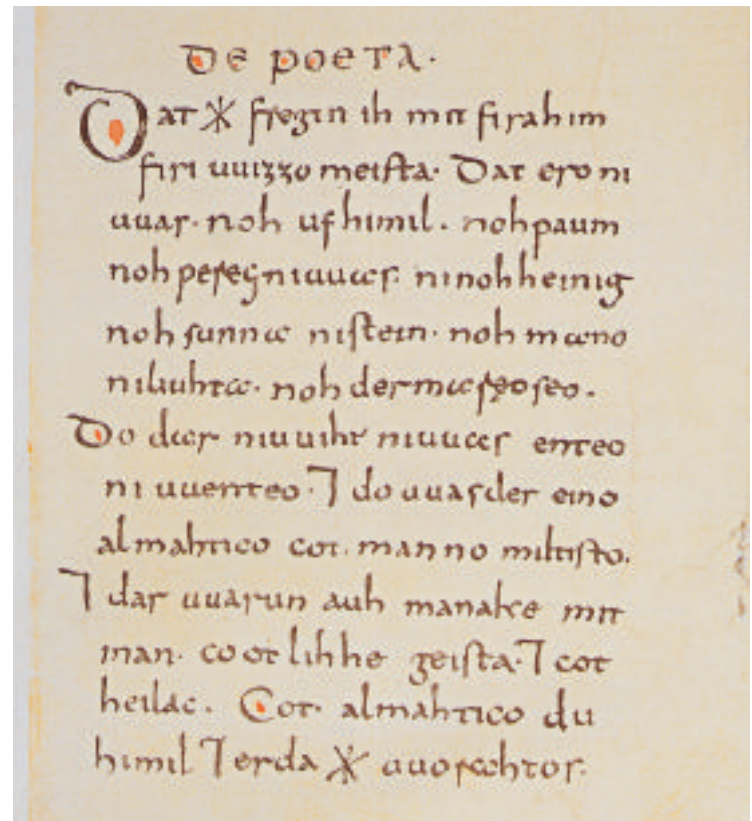
hier wie sonst vor allem von den gehobenen Gesellschaftsschichten gespielt und in teilweise sehr ausführlichen Büchern beschrieben.

Solche Texte handeln dann nicht nur von Regeln, Eröffnungen und sonstigen Spielzügen. Von Anfang an neigen sie außerdem dazu, das Spiel und seine Figuren grundsätzlich zu bedenken, indem sie in ihnen Symbole des irdischen Lebens und der über diesem obwaltenden göttlichen Ordnung sehen. Die Namen, die die verschiedenen Figuren im Deutschen tragen, machen heute noch darauf aufmerksam: König, Läufer und Bauer sind Bezeichnungen für Berufe und stehen für höchst unterschiedliche Ränge im Sozialgefüge.

Im Mittelalter trugen die einzelnen Schachfiguren verschiedentlich andere Namen. Der Springer wird zum *miles*, zum Ritter, der Turm zum Richter, der Läufer zum Bischof, der Bauer tritt manchmal auch als *pedinus* auf, als Fußsoldat. Die Versuchung, die Bewegungsfolgen und Wirkungsmöglichkeiten der sechs Brettfiguren in direkte Beziehung zu realen Personengruppen zu setzen und das Schachbrett mit seinen vierundsechzig Feldern als Gleichnis für Welt und Leben zu begreifen, blieb jedenfalls außerordentlich, und es entstand eine mittelalterliche Schachliteratur, die sich allein dieser Art von Allegorisierung widmete.

Die Versuchung dazu war so groß, da die Regelmäßigkeit des tatsächlichen Lebens so groß war. Alles war vorgezeichnet. Jeder hatte seinen Platz im Leben, mit ziemlich genau definierten Möglichkeiten und Grenzen. Es herrschten strenge Hierarchien von oben nach unten, und dies auch in Sondermilieus, wie dem Kloster, oder in neuen Verhältnissen, wie der Stadt. Der Platz im Leben war zunächst gegeben durch die Geburt. Er wurde verwirklicht durch die berufliche Tätigkeit, er wurde geschützt durch das Recht, und er wurde äußerlich angezeigt durch Kleidung, Wohnung, Ernährung. Solcher Platz hieß *status* oder Stand. Das durch selbstverständliche Überzeugungen gestützte System, in das er sich einfügte, war *ordo*, mittelhochdeutsch *ordenunge*, also die Ordnung.

Die zumeist geistlichen Autoren des Hochmittelalters haben sich viel Mühe gegeben, diese Ordnung zu beschreiben und zu begründen. Es hing mit der alles durchdringenden christlichen Frömmigkeit der Zeit zusammen, dass sie, vor-



7–8. Das Wessobrunner Gebet ist eines der frühesten Literaturdenkmäler deutscher Sprache. Ausschnitt aus der Handschrift (9. Jh.)

nehmlich durch interpretierende Rückgriffe auf die entsprechenden Passagen der Paulusbriefe, ihre ausführliche biblische Rechtfertigung erhielt und damit als heilig galt.

»Gott selber hat gewollt, dass unter den Menschen die einen Herren, die anderen aber Knechte seien, auf dass die Herren gehalten wären, Gott zu ehren und zu lieben, und die Knechte, ihren Herrn zu lieben und zu ehren nach dem Worte des Apostels ›Ihr Knechte, gehorcht den irdischen Herren mit Furcht und Zittern. Ihr Herren, behandelt eure Knechte mit Gerechtigkeit und Billigkeit; laßt das Drohen! Ihr wißt ja, dass sowohl für sie als auch für euch der Herr im Himmel ist.«

In diesen Einleitungsworten eines mittelalterlichen Vertrages klingt ebenso viel Feststellung wie Ermahnung mit.

Der unüberhörbare Ton der Ermahnung macht deutlich, dass, wozu da aufgerufen wird, in der Wirklichkeit durchaus nicht immer und vielleicht nur ausnahmsweise existierte. Die Divergenz zwischen Norm und lebendiger Realität, zwischen dem Wünschbaren und dem Wirklichen ist ein uraltes Konfliktpotential aller gesellschaftlichen Zustände. Daher auch immer wieder die Warnung, gegen das einmal Bestehende ja nicht zu rebellieren:

Wan selten im gellinget

Der wider sînen orden ringet

So heißt es in einer hochmittelalterlichen Dichtung – »Denn niemals hat derjenige Erfolg gehabt, der gegen die Standesordnung rebelliert«.

Die Norm garantierte die Existenz der einzelnen Stände und ihre Unverrückbarkeit. Die Realität

aber war, dass die Stände von Zeit zu Zeit, von Region zu Region, ja von Definition zu Definition sich höchst unterschiedlich ausnahmen. Es gab die Vorstellung von den drei Ständen: *oratores*, *bellatores*, *laboratores*, also Lehrstand, Wehrstand, Nährstand. Oder so (das Original ist lateinisch): »Das Haus Gottes, das man für eins hält, ist in drei geteilt: Die einen beten, die anderen kämpfen, die dritten schließlich arbeiten.«

Oder, in mittelhochdeutschen Reimen:

*Got hât driu leben geschaffen
gebûre, riter, phaffen.*

Bald freilich erwies sich, dass man mit dieser Grobeinteilung nicht auskam. Der Ritterstand umfasste vom Kaiser bis zum kleinen Ministerialen zahllose unterschiedliche Ränge, und ebenso fielen bei den *oratores* der adlige Erzbischof wie der kleine Mönch unter die nämliche Kategorie. Andere Autoren bemühen sich deswegen, die Stände stärker zu untergliedern, was dann von Fall zu Fall sehr verschiedene Resultate erbringen konnte.

Der Historiker Otto Borst versucht, in das lebhaft Durcheinander ein wenig Systematik zu bringen, indem er zusätzlich den modernen Sozialbegriff der Klasse verwendet:

»Stand ist eine Rechtsform, Klasse eine Sozialform ... Stände in diesem Sinne ... wären von ›unten‹ nach ›oben‹: Hörige, Halbfreie, Ministeriale, Freie und Adlige. Als mittelalterliche Klassen treten auf, gleichfalls in aufsteigender Reihenfolge: Tagelöhner, arme Bauern, besser gestellte Bauern, Herrenbauern, Ritterschaft, Fürsten.«

Borsts Anordnung klingt einleuchtend, lässt freilich den gesamten Klerus und das städtische Bürgertum mit seinen zwei prinzipiellen Erscheinungsformen des Kaufmanns und des zünftigen Handwerkers außen vor.

Wir werden im Folgenden (immer im Bewusstsein, dass es Überschneidungen und Permissionen geben kann, dass auch sonst immer wieder etwelche Verschiebungen stattfinden) die damals vorhandenen mittelalterlichen Stände nach ihren Haupttätigkeitsfeldern ordnen: Bauern, Stadtbürger, Kleriker, Ritter, Regierende.

Wir werden sie in genau dieser Reihenfolge beschreiben.

9. Normiertes Leben im Mittelalter. Der Steckenpferdreiter soll der antike Philosoph Sokrates sein. Kolorierte Zeichnung des Tirolers Hans Vintler (15. Jh.)





10. Ständeordnung innerhalb der Stadt. Süddeutsche Miniatur (14. Jh.)



Bäuerliche Welt



- ◆ Einblick in das Gemüt
- ◆ Das Prinzip Ungleichheit
- ◆ Dörfliches Leben
- ◆ Rechtsgemeinschaft
Familia
- ◆ Slawenland







Einblick in das Gemüt

Wir stellen uns vor, es ist ein Wochentag Mitte März. Wir stellen uns einen Bauern vor, den wir Wigbert nennen wollen. Es ist die Zeit kurz vor Sonnenaufgang. Der Himmel im Osten wird hell, die wenigen Wolken, die an ihm hängen, färben sich rosa, in den Büschen beginnen die Amseln zu lärmern, und im Stall kräht der Hahn, man kann ihn durch alle Wände vernehmen. Wigbert, unser Bauer, gähnt, reibt sich die Augen und erhebt sich von seiner Pritsche, einem flachen Gestell, gefügt aus grob behauenen Fichtenbrettern, mit einem Strohsack als Unterlage und einem weißgrauen Schaffell als Decke.

Neben ihm liegt seine Frau, Hiltrud, sie schläft noch. Sie liegt auf einer anderen Pritsche. Er betrachtet sie: Ihre Haut ist von der Sonne verbrannt, eine braune Haarsträhne hängt ihr in die Stirn, ihre Hände, die sie vor der Brust verschränkt hält, sind schmutzig. Seine vier Kinder schlafen in aufgeschüttetem Stroh gleich neben der Feuerstelle, einem aus Lehm gefügten Kochofen, der nach oben hin offen ist, damit der Rauch aufsteigen kann bis unter das Dach, von wo er durch eine Luke entweicht. Die Feuerstelle ist jetzt tot, weiße Asche und ein angekohltes Stück Buchenholz liegen darin.

Wigbert gähnt neuerlich und steht auf. Er trägt ein leinenes Hemd. Er bückt sich nach seinen übrigen Kleidern, die neben der Pritsche auf dem Boden liegen: einer wollenen Hose und einem Rock, den er über den Kopf zieht und der ihm bis über die Hüften reicht, mit Schlitz links und rechts, damit er sich besser bewegen kann. Die Farbe der Kleidung ist Dunkelgrau. Bunte Farben würde Bruno, sein Fronherr, nicht dulden. Bunte Farben würde kein Bauer tragen, hier nicht und sonst nicht.

Wigbert schlüpfte in seine Schuhe, die geschnitzt sind aus Lindenholz. Es hängt verkrustete Erde daran. Wigbert besitzt noch ein anderes Schuhepaar, aus

11. Dorfanlage um 1100, rekonstruiert nach den Erkenntnissen der modernen Archäologie. Das Bild zeigt mit Palisadenzäunen geschützte Höfe. Im Hintergrund das steinerne Wohnhaus des Dorfschulzen, jenseits des Flusses die Äcker



12. Der Bauer und das Nutzvieh: Szene aus dem Wolfenbütteler Sachsenspiegel

Leder gefertigt und um die Knöchel zu binden. Sie liegen in der Truhe, einer rohen Holzkiste, die eines der wenigen Möbel im Raume ist neben Pritsche, Schemel und Tisch.

Wigbert ist nicht sehr groß. Seine Haare, dunkelblond und mit grauen Strähnen, sind abgeschnitten in Höhe der Ohren, die übliche bäuerliche Haartracht. Sein Rücken ist gekrümmt von der Arbeit. Seine Zähne sind schlecht. Er weiß nicht genau, wie alt er ist, er kann sich an ungefähr fünf mal fünf Sommer erinnern, nicht sehr genau, da ein Sommer wie der andere ist, und wenn er nicht wie die anderen ist, sind Katastrophen der Grund: schwere Unwetter, durch die auf den Feldern das Getreide vernichtet wird, Überfälle von bewaffneten Haufen, die das Vieh rauben und die Häuser anzünden, Seuchen, die Menschen und Tiere vernichten. Das Außergewöhnliche ist immer das Furchtbare, nur die Normalität ist das Glück.

Wigbert klatscht in die Hände. Er ruft nacheinander die Namen seiner Kinder, dass sie erschreckt hochfahren, und auch seine Frau schlägt jetzt ihre Augen auf. Er schlurft durch den Raum, dessen Fußboden gestampfter Lehm ist, und geht hinaus; die Tür, ein paar zusammengeheftete Bretter, bewegt sich an Lederriemen.

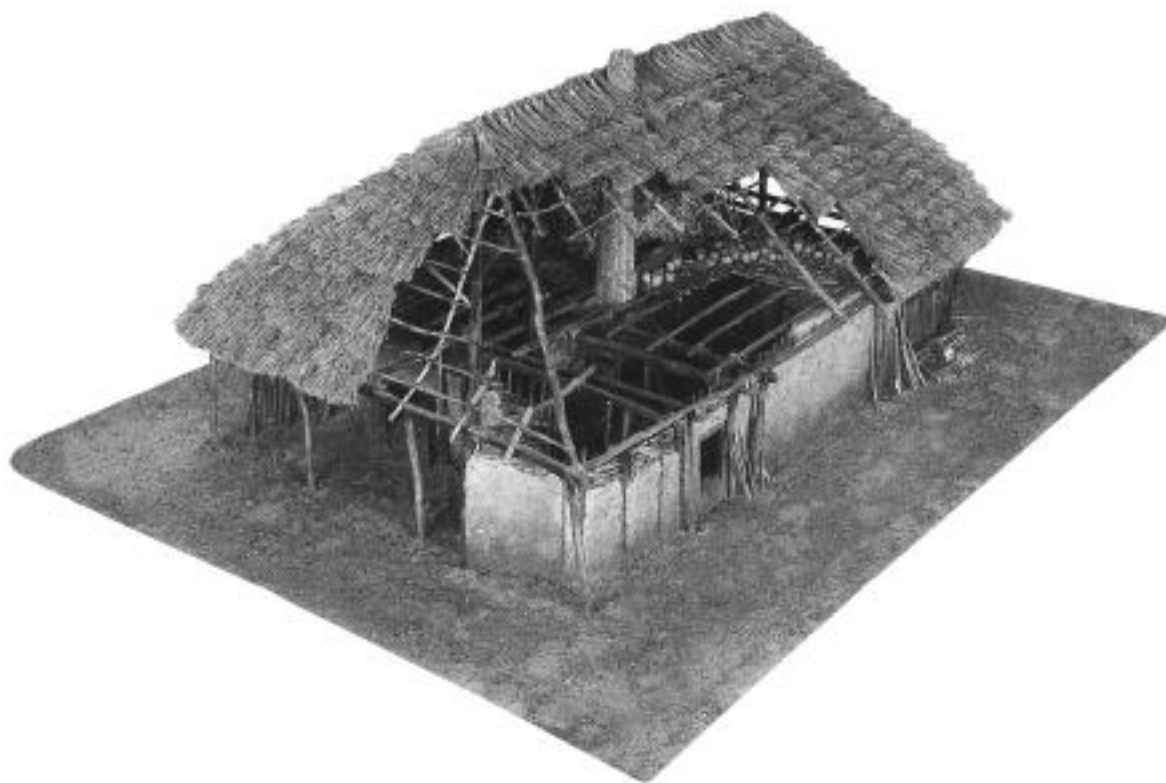
Er will seine Notdurft verrichten, auf den Misthaufen, und während er da hockt, blickt er auf sein Anwesen. Es besteht aus drei Häusern, alle gleich groß, in dem einen leben er und seine Familie, das andere ist für das Vieh bestimmt, das dritte für die Vorräte. Es handelt sich um einfache niedrige Bauten, mit Wänden aus

behauenen Holzstämmen, in die Erde gegraben, der Raum zwischen den Stämmen wurde mit Strohlehm verschmiert. Die Satteldächer bestehen aus Stroh. Es hängt fransig herab, und seine Spitzen schaukeln im Wind, sofern Wind weht.

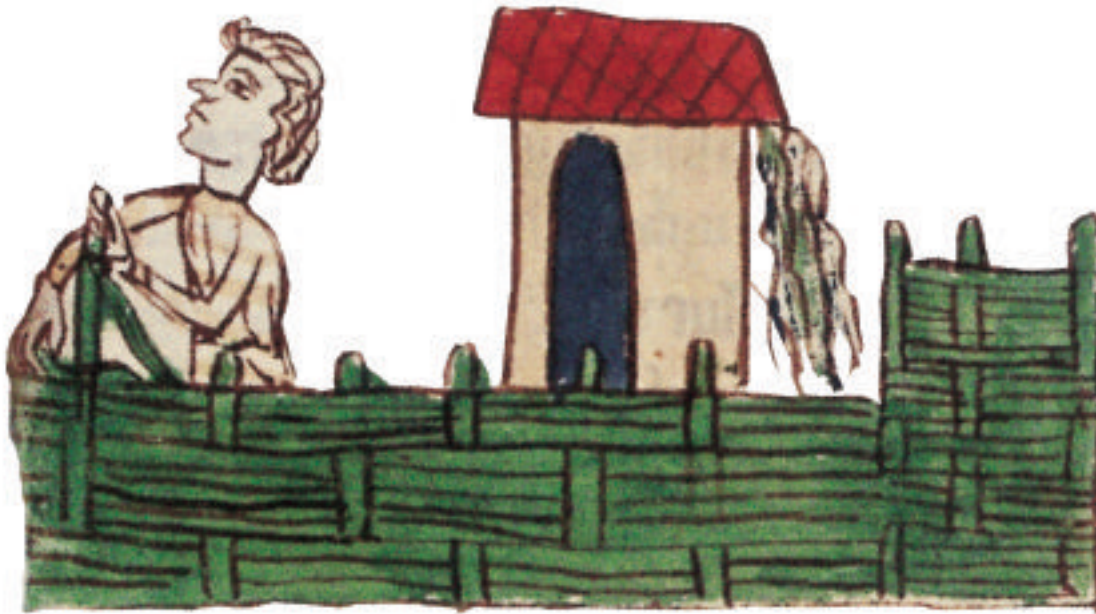
Jetzt weht er nicht. Die Luft ist bewegungslos und überraschend warm. Soeben steigt auch die Sonne über den Horizont. Durch den Himmel zieht mit schnarrenden Rufen ein Zug Kraniche, zurück aus dem Süden und auf dem Weg zu ihren Brutplätzen. Die sind wer weiß wo, Wigbert kennt sie nicht und fragt es sich nicht, er hat andere Sorgen.

Während er zurückgeht zu seinem Haus, sieht er, dass einige der Holzstämmen, die es halten, zu faulen beginnen, unmittelbar über der Erdoberfläche, wo Nässe und Frost besonders leicht angreifen können. Das Haus hat noch Wigberts Vater errichtet, der vor ein paar Sommern gestorben ist. Ein Haus hält nicht länger als ein knappes Menschenleben, weiß Wigbert, dann ist es verfault und stürzt ein, und man muss ein neues bauen, am gleichen oder, noch besser, an einem anderen Ort, denn auch die Felder sind dann unergiebig geworden, dass man sich besser neue sucht.

Wigbert holt den Ochsen aus dem Stall und greift sich den Pflug, ein einfaches Ding aus Eichenholz, mit einer hölzernen Deichsel und einem eisernen Dorn. Er geht bis zu seinem Acker und schirrt dort den Ochsen ein, indem er ihm Lederriemen um Hals und Brust legt, die er dann mit der Deichsel des Pfluges verknüpft. Der Ochse brummt und stöhnt. Sein Fell ist an einigen Stellen wund gescheuert, Wigbert musste in den



13. Wohnhaus aus dem 10./11. Jahrhundert. Das Leben der bäuerlichen Familie spielte sich in einem einzigen Raum ab. Werkstätten und Stallungen waren abgetrennt, lagen aber unter dem gleichen Dach



14. Ein Bauer erneuert den Flechtzaun seines Hofes. Illustration aus dem Heidelberger Sachsenspiegel

letzten Tagen Geschirrdienst leisten auf der Burg seines Grundherrn, wo ein neuer Palisadenzaun zu errichten war, die Stämme dafür hat Wigbert mit seinem Ochsen aus dem Wald herbeigeschafft.

Wigbert drückt den Pflug in die trockene Erde. Er treibt das Zugtier an, mit Rufen, mit Stockschlägen. Im Acker hängen noch die verdorrten Wurzeln des vergangenen Herbst geernteten Korns, der Pflug holt sie nach oben. Wigbert pflügt leidlich gerade Furchen in den Acker, er legt sie möglichst eng nebeneinander, später wird er noch einmal quer pflügen müssen, damit möglichst viel Erde aufgebrochen wird für die Saat. Das Feld gleich nebenan, das ihm auch gehört, trägt die fingerlangen Keime der Wintersaat. Sie scheint gut aufgegangen. Auch die Brache, gleich dahinter, zeigt bereits Grün. Er wird seinen Kindern sagen, sie sollen die Ziegen dorthin treiben.

Während er mit seinem Ochsen am Ackerrand kehrtmacht, sieht er, wie Hiltrud aus dem Haus tritt. Sie ist hochschwanger. In ein paar Wochen wird sie ihr siebentes Kind gebären; wenn alles gut geht, wird es am Leben bleiben und also nicht tot zur Welt kommen oder bereits in den ersten Wochen sterben wie drei von Wigberts Kindern zuvor. Hiltrud macht sich im Garten zu schaffen. Sie lockert die Erde mit einer Hacke. Sie steckt Samen für Kohl und Rüben und tritt sie anschließend fest.

Es wird rasch sehr warm, und noch immer weht kein Wind. Wigbert sieht, wie am Horizont Gewittertürmchen in den Himmel wachsen, er treibt seinen Ochsen zur Eile. Er wundert sich, dass er heute der Einzige auf dem Feld ist. Die anderen Bauern scheinen noch

zu schlafen, gestern wurde eine Hochzeit gefeiert, das ganze Dorf war geladen, es wurde gegessen und getrunken, vor allem getrunken, Met und Wein, viele Krüge voll, Wigbert hat sich zurückgehalten, Wigbert hält sich immer zurück.

Er hasst es, wenn die Leute lallend und sabbernd auf der Erde liegen. Er möchte nicht so sein. Er weiß, dass die anderen ihn deswegen belächeln, als wäre er kein wirklicher Mann, das ärgert ihn, aber er ändert sein Verhalten nicht, und warum sollte er? Sagt nicht auch der Geistliche in seinen Predigten am Sonntag, Völlerei sei eine Todsünde? Er sagt es und besäuft sich bei gegebenen Anlässen wie irgendeiner der Bauern aus seiner Gemeinde.

Seine Kirche steht in einem anderen Dorf. Es ist größer als dieses und liegt über eine Stunde Fußwegs entfernt. Das Dorf hier, dieses, besteht aus gerade fünf Gehöften. Die Häuser ähneln einander, sie wurden auch alle zur ungefähr gleichen Zeit errichtet, vor vier mal fünf Sommern, nach einer Rodung, auf der die Bäume umgelegt und zu Balken behauen wurden, während man das Gezweig und das Unterholz verbrannte, um auf diese Weise Platz zu schaffen für den Häuserbau und die Felder. Der Vater des jetzigen Grundherrn hatte sich gelegentlich eingefunden, um nach dem Fortgang der Arbeiten zu schauen. Er war ein jähzorniger, finsterner und unberechenbarer Mann. Er glich darin Bruno, seinem Sohn.

Hinter dem Waldstück, an das Wigberts Hof grenzt, ist heftiges Hundegebell. Offenbar reitet Bruno zur Jagd, zusammen mit seinen Söhnen und seinem Gefolge, unbeeindruckt davon, dass es demnächst gewittern



Rolf Schneider

Alltag im Mittelalter

Das Leben in Deutschland vor 1000 Jahren

Gebundenes Buch, Pappband, 256 Seiten, 23,8 x 30,0 cm

ISBN: 978-3-8094-3029-2

Bassermann

Erscheinungstermin: November 2012

So war es früher

Wie lebten die Menschen vor 1000 Jahren in Deutschland? Wie sah der Alltag der Handwerker aus? Welche Rechte hatten die Bauern? Und wie lebten die Ritter? Rolf Schneider hat geforscht und eine heute fast unbekanntere Lebensweise entdeckt. In sehr anschaulicher Weise verbindet er die Schilderung des damaligen Alltags mit den derzeitigen geistigen, politischen und weltanschaulichen Strömungen.